

Die Natur als romantischer Sehnsuchtsort? Nur eines von vielen Klischees, die Julius von Bismarck in seinen künstlerischen Arbeiten hinterfragt. Seine ästhetisierten Bilder von Hurrikanen und radioaktiv verseuchten Gebieten sieht der Ólafur-Elíasson-Meisterschüler als Grundlagenarbeit auf dem Weg zu einem neuen Naturverständnis.

Text AGATA WALECZEK, Fotografie VOLKER CONRADUS

JULIUS VON BISMARCK: „Im Grunde genommen sehe ich uns als Biotop“



Julius von Bismarck, gerade erst wurde auf der Weltklimakonferenz in Bonn verhandelt, wie man den Klimawandel stoppen kann. Was glauben Sie: Haben wir noch eine Chance, oder steht das Ende der Welt bevor?

Ich glaube, es gibt da so schnell kein Ende. Es wird immer weitergehen, die Frage ist nur, in welche Richtung. Ich glaube, dass die Natur vielseitiger ist, als wir sie in unseren Klimamodellen momentan verstehen. Da ist noch viel Potenzial für Überraschungen.

Worum geht es Ihnen bei Ihrer aktuellen Ausstellung *Naturgewalten* in Wolfsburg?

Bei meiner Arbeit geht es oft um die Beziehung zwischen mir und der Natur und die Wahrnehmung von Natur. In diesem Fall beziehe ich mich auf Naturgewalten: eine Sturmflut und einen Hurrikan. Die sind natürlich vor dem Hintergrund der aktuellen Klimadiskussion relevant. Die Weltklimakonferenz ist kein Ökofreak-Szenario mehr, sondern eine in allen Medien auftauchende Konferenz, die inzwi-

schen ernstgenommen wird. Philosophen beschäftigen sich damit, was Klimawandel bedeuten kann. Ich probiere, Bilder zu finden, die diese Gedanken auf visuelle Art zeigen. Eigentlich sind es keine Gedanken, die man in Worte fassen kann, deswegen gibt es auch keine Worte, die diese Ausstellung erklären können. Das Bild, das wir von der Natur heute haben, ist durch die Kunst entstanden. Dieser Tradition folge ich. Ich sehe mich nicht als den, der jemanden anprangert, sondern eher als Grundlagenforscher oder vielleicht als Philosophen, aber auf visueller Ebene.

In Ihren früheren Arbeiten ging es um die Flucht von der Erde.

Wir haben einen Zusammenschritt aller Raketenfehlstarts gemacht – das sind 50 Minuten reine Explosionen, die zeigen, wie der Mensch probiert, von seinem Planeten zu fliehen. Wenn man sieht, wie ungeheure Energiemengen in Feuer aufgehen, hat man plötzlich eine Vorstellung von der Willensstärke und den Etats, die da hineinfließen. In einer gemeinsamen Arbeit mit Julian Charrière haben wir Kameras auf den Geweihen von Hirschen installiert, die in atomar verstrahlten Gebieten bei Tschernobyl rumgelaufen sind. Die Kameras haben das Auge des Hirsches, die Welt in der Reflexion seines Auges gefilmt, seine Sicht auf den Wald, in dem er lebt, aus dem der Mensch sich selbst ausgesperrt hat. Die Tiere können aber wei-

terhin da leben. Es gibt Wissenschaftler, die sagen, der Effekt auf die Natur sei eigentlich positiv, weil das Fehlen des Menschen zu einer Vergrößerung der Artenvielfalt in diesem Gebiet geführt hat. Man könnte denken: Okay, vielleicht sollten wir doch mehr Atomkraftwerke bauen, weil sie bei Unfällen dem Menschen schaden, aber nicht der Natur.

Was ist mit der Auswirkung der Radioaktivität auf die Tierwelt?

Fast alle Tiere haben einen kürzeren Lebenszyklus als Menschen. Für Menschen ist die größte Gefahr, im Alter Krebs zu kriegen. Ein Tier mit einer Lebenserwartung von zehn Jahren stirbt aber, bevor der Krebs schädlich wird.

Heute wird gemeinhin die Natur als Opfer des Menschen verstanden. Sie schlagen eine andere Perspektive vor.

Genau. Ich weiß nicht, ob die üblichen Darstellungen aus unserem christlichen Selbstverständnis resultieren. Im Grunde genommen sehe ich uns als Biotop. Wenn man Religion und Kultur beiseitelässt, sind wir auch nur Tiere, die viele komplexe Dinge machen, aber das trennt uns ja nicht von der Natur. Für mich ist die Taube ein genauso echtes Tier wie ein Adler. Die Taube wird ja als Ungeziefer angesehen, weil sie vom Menschen gezüchtet ist und nur in Städten leben kann, genau wie die Ratte. Der Taube haftet ein bisschen etwas von unserer Erbsünde an.

Weil sie Krankheitserreger verbreitet.

Das stimmt aber nicht. Ich habe Hunderte Tauben in der Hand gehabt, ich bin kein einziges Mal davon krank geworden.

War das 2012, als Sie in Venedig Tauben mit Lebensmittelfarbe eingefärbt haben?

Ja. Da ging es um die Rehabilitation dieser falsch eingeordneten Lebewesen. Die bunt gefärbte Taube ist dieselbe Taube wie zuvor. Durch die Farbe wird sie aber plötzlich zu einem bewunderten, respektierten Vogel, der, obwohl er jetzt vom Menschen noch mehr verändert wurde, wieder ein ehrbares Tier geworden ist, was im Umkehrschluss bedeutet, dass unsere Einschätzung der Tauben falsch ist.

Für die aktuelle Ausstellung haben Sie Hurrikan Irma in Florida und Hurrikan Ophelia in Irland gefilmt. Was fasziniert Sie an Naturkatastrophen?

Es ist ein Aspekt der Natur, der nicht oft zugänglich ist. In der Stadt hat man relativ wenig direkte Interaktion mit der Natur. Sie ist dort sehr menschenkontrolliert und -gemacht. Während eines Hurrikans verliert der Mensch die Kontrolle, die Natur wird zum Akteur, zum Gewalttäter. Der Mensch reagiert nur noch. In den USA wird dem Sturm eine extrem hohe Aufmerksamkeit entgegengebracht, es gibt wochenlange Dauerberichterstattung in den Nachrichten, ihm wird richtig gehuldigt. Und diesen Sturmfetischismus und den Sturm habe ich mir angeguckt, weil ich selbst auch von ihm fasziniert bin. Ich kann da der Natur richtig nahekommen,

genauso wie ich dem Blitz näher gekommen bin, den ich neben mir habe einschlagen lassen. Normalerweise wird man von ihm überrascht, aber ich habe einen Weg gefunden, wie ich ihn zu mir holen kann. Der Hurrikan überrascht einen nicht, der ist eine Woche vorher angesagt. Ich kann mich vorbereiten, auf ihn warten und ihn mir angucken.

Was war die größte Herausforderung beim Filmen?

Man muss sich in so einer Endzeitwelt zurechtfinden. Ich war im letzten geöffneten Home Depot, einem Baumarkt. Der wurde geplündert, während ich drin war. Ich habe den letzten SUV gemietet, den es noch gab. Und dann fährt man durchs Land und hat keinen Zugang zu Wasser, Benzin, Werkzeug, Kanistern. Wir ha-

ben irgendwann eine Tankstelle gefunden, die noch Benzin hatte, das wir in Colaflaschen abgefüllt haben. Die Leute sind oft hilfsbereit, aber oft auch nicht, sie sitzen mit ihrer Waffe zu Hause und keiner darf ihr Grundstück betreten. Ich weiß nicht, ob die Filme es gut darstellen oder ob die Leute so handeln, wie sie es aus Filmen kennen. Auf jeden Fall habe ich mich gefühlt wie in einem amerikanischen Katastrophenfilm. Wir fuhren auf der Autobahn in Richtung Naples, wo der Hurrikan ankommen sollte. Die Gegenspur war rappellvoll mit Leuten, die ihr Hab und Gut in Sicherheit brachten. Unsere Spur war komplett leer. Dann kommt man an, und die einzigen, die da sind, sind Sturmjäger und Journalisten.

Hatten Sie schon einmal Todesangst?

Ja, da hatte ich schon Angst. Aber genau im Augenblick, als ich angefangen habe, richtig Schiss zu kriegen, kam das Auge des Sturmes, wo dann Totenstille ist.

Sie haben Naturelemente und -monumente mit der Peitsche dafür bestraft, dass sie von Künstlern als Idylle verklärt wurden. Ihre aktuelle Schau in Wolfsburg heißt *Gewaltenteilung*. Was bedeutet Gewalt für Sie?

Ich benutze hier Gewalt als Interaktion. Und durch die Gewalt stelle ich die Frage: Mit wem interagiere ich? Ich peitsche ja nicht die Natur aus – ich peitsche einen Stein oder eine

Welle. Genauso bei *Gewaltenteilung*. Da schlägt die Natur zurück. Wer schlägt da eigentlich zurück? Was für eine Gewalt ist das? Diese Fragen kann man aus der Ausstellung ableiten.

Was ist der schönste Ort, den Sie je gesehen haben?

Ich war im Winter in der Antarktis, aber die Frage ist, ob es gut für die Umwelt ist, wenn ich sage, der Ort ist schön, weil dann da noch viel mehr Leute hinreisen wollen. Vielleicht ist es besser für die Natur, wenn ich jetzt lüge und sage, Brandenburg ist der schönste Ort, den ich je gesehen habe.

„Das Bild, das wir von der Natur heute haben, ist durch die Kunst entstanden.“

GEZEITENWENDE IM FILM Was verrät der Krieg von einst im Kino von heute?

Nicht erst mit *Dunkirk* kehrt das Genrekinos zum Zweiten Weltkrieg zurück. Dieser wird oft verfilmt, immer anders – und immer zeigt die Sicht auf Geschichte, wo gegenwärtig politischer Sinn und Konfliktlinien liegen. Manchmal sogar im Sand. Text DREHLI ROBNIK, Bild ANTONIO RIELLO



S.Rokko Komba/Tiepolo, 2010

Christopher Nolans *Dunkirk* war diesen Sommer der Höhepunkt und Ausnahmefall einer Welle aktueller Filme zum

Zweiten Weltkrieg. Mit *Fury* und *Monuments Men* hatte sich 2014 eine neue Geschichtspolitik des Mainstreamkinos im Umgang mit dem Film-ergiebigsten aller Kriege abgezeichnet: Auf die Formation der humanitär und minoritär orientierten *World-War-II*-Filme der Jahrtausendwende (von *Saving Private Ryan* bis *Inglourious Basterds*) folgt nun Nihilismus – eine Leere, die mitunter von rechts aufgefüllt wird.

Die nihilistische Tendenz vertrat 2017 das Kriegsmelodram *Allied* – *Vertraute Fremde* mit Brad Pitt und Marion Cotil-

lard als Agentenpaar im Kampf gegen Hitler in Marokko und London. *Allied* spielt in Setting und Plotdetails auf den Klassiker *Casablanca* an, aber ohne große Gesten des Gegensatzes zwischen Nazismus und Demokratie (beziehungsweise einer Welt der *refugees*). Vielmehr entspinnt *Allied* ein Dilemma: Das Liebesglück des Paares wird von der Weltlage bedrängt. Londons Geheimdienstbürokratie, die Cotillard verdächtigt, eine deutsche Doppelagentin zu sein, erscheint als ebenso übles Herzlosigkeitensregime wie der Na-

zismus. So wird der Titel als *All Lied* lesbar: nix mit Allianz – alles nur Lüge, Politik ist lebensfeindlich. Steht Regisseur Robert Zemeckis etwa auch dem Zweiten Weltkrieg so neutral gegenüber wie einst dem Vietnamkrieg mit *Forrest Gump*?

Zeitgleich war Mel Gibson mit *Hacksaw Ridge* ein Comeback als gefeierter Regisseur vergönnt. Dabei ist sein Biopic eines Soldaten, der den Dienst an der Waffe verweigert und doch als Held im Sanitätseinsatz auf Okinawa hochdekoriert wird, ganz auf der Linie des antisemitischen Schmerzensmachismo seiner *Passion Christi*. Hier soll nicht, wie im Panzer-Massaker-Panorama *Fury* mit Brad Pitt, die christliche Heilsbotschaft Wege aus dem sinnlos leidenden Fleisch weisen. Vielmehr führt der Glaube, dem der Held mit seiner Weigerung treu bleibt, ganz ins Leid hinein, zumal zu Intoleranz und Gewalt seitens seiner Kameraden. So setzt *Hacksaw Ridge* einen weißen